Zeitschrift: Studia philosophica : Schweizerische Zeitschrift für Philosophie = Revue suisse de philosophie = Rivista svizzera della filosofia = Swiss journal of philosophy

Herausgeber: Schweizerische Philosophische Gesellschaft

Band: 57 (1998)

Artikel: Wahrheitshintergrund und Interpretation

Autor: Scholz, Oliver Robert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-882900

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Studia philosophica 57/98

OLIVER ROBERT SCHOLZ

Wahrheitshintergrund und Interpretation

This paper investigates the role of presumptions of truth in the interpretations that lead to the understanding of persons, their actions and some of their products (artefacts, utterances etc.). The general principles of interpretation are best conceived of as presumption rules with refutable presumptions. It is shown that following such rules is in a strong sense constitutive of the interpretative endeavours. Among the constitutive presumptions are not only those of coherence and rationality, but also presumptions of global truth. Thus, a deep connection between truth, interpretation and the possibility of understanding has been uncovered.

1. Fragestellung und Rahmen

Die Frage nach dem Verhältnis von Wahrheit und Interpretation scheint zunächst ganz einfach zu beantworten zu sein: Beide haben nichts miteinander zu tun. Wie ein Text zu interpretieren ist, ist eine Angelegenheit; ob die in ihm getroffenen Aussagen wahr sind, ist eine andere Angelegenheit. Wie ein Autor zu verstehen ist, ist eine Sache; ob er recht hat, ist eine ganz andere Sache.

Bei näherem Hinsehen zeigt sich freilich, daß die Dinge so einfach nicht liegen. Richtig bleibt zwar, daß nicht wahr zu sein braucht, was man verstehen will. Zunächst einmal gibt es viele Verstehensobjekte, bei denen Wahrheit gar nicht in Frage kommt, d. h., die gar nicht sinnvoll in bezug auf Wahrheit oder Falschheit beurteilbar sind. Wir können Entitäten verstehen, die weder wahr noch falsch sind (z. B. Personen, Handlungen, Artefakte und manches andere). Und auch bei wahrheitsfähigen Gebilden – wie Aussagen (oder Gedanken) – ist die Wahrheit einer einzelnen Aussage (eines einzelnen Gedanken) keine notwendige Voraussetzung für ihre Interpretierbarkeit. Natürlich können wir gelegentlich falsche Aussagen, Lügen und dergleichen korrekt interpretieren und dadurch verstehen. Aus diesen Erinnerungen sollte man aber nicht vorschnell schließen, daß es gar keine Verbindung zwischen Wahrheit und Interpretation gäbe. Es gibt sogar eine ganze Reihe

mehr oder weniger direkter Verknüpfungen. Einen Aspekt dieses komplizierten Verhältnisses möchte ich bei dieser Gelegenheit näher untersuchen: die Rolle von Wahrheitsunterstellungen für das Verstehen.[1]

Meine Ausführungen situiere ich in dem größeren Rahmen der allgemeinen Hermeneutik. Diesen traditionsreichen Ausdruck verwende ich nicht für eine bestimmte Doktrin oder Schulrichtung, sondern ganz neutral für eine philosophische Disziplin: eine allgemeine Theorie des Verstehens und Interpretierens. Das Wort «verstehen» wird in recht unterschiedlichen Weisen auf eine Reihe recht unterschiedlicher Phänomene angewandt; die Arbeitshypothese der allgemeinen Hermeneutik ist: Der Ausdruck «verstehen» ist nicht einfach zufällig ambig, sondern es gibt systematische Beziehungen zwischen den Verwendungen. Drei besonders grundlegende Verbindungen seien gleich zu Anfang genannt:

Es gibt eine Richtig/Falsch-Dimension: Bei allen Verstehensformen, die in den Bereich der allgemeinen Hermeneutik fallen, existiert ein intersubjektiver Unterschied zwischen Richtigverstehen und Falschverstehen. Dazu gehören: funktionale Artefakte, konventionelle Zeichen, sprachliche Äußerungen, Texte, Bilder, Karten, Handlungen und Personen.

Ein zweites verbindendes Kennzeichen ist die Stufenstruktur: Auch bei festgelegtem Verstehensobjekt kann von Verstehen immer noch auf mehrererlei Weise die Rede sein. Bei jeder Verstehensform, die durch einen Typ von Verstehensobjekt charakterisiert ist, kann man eine Reihe von Ebenen oder Stufen des Verstehens unterscheiden, die sich in eine Ordnung bringen lassen.[2]

Entscheidend ist ein dritter Verbindungspunkt: Es gibt übergreifende Prinzipien der Interpretation. Da für diese Grundsätze die Unterstellung von gewissen Vollkommenheiten kennzeichnend sind, spricht man gerne auch von Prinzipien der wohlwollenden Interpretation. Dieser Ausdruck sollte jedoch nicht den Eindruck erwecken, solche Prinzipien seien primär oder ausschließlich moralisch gerechtfertigt

1 Eine umfassendere Darstellung wird in Verf., *Verstehen und Rationalität. Eine historische und systematische Grundlegung der Hermeneutik,* Frankfurt a. M. 1998 (im Erscheinen) vorgelegt. – Für kritische Durchsicht und hilfreiche Hinweise danke ich Richard Schantz.

2 Eine solche Struktur ist durchgängig zu finden, wobei sich die einzelnen Stufen freilich von Verstehensform zu Verstehensform unterscheiden können. Beim Artefaktverstehen etwa gibt es naturgemäß andere Verstehensebenen als beim Bild- oder Sprachverstehen.

und rechtfertigbar. Wie wir sehen werden, läßt sich die Anwendung solcher Prinzipien auch auf andere Weise begründen.

2. Allgemeine Interpretationsprinzipien als hermeneutische Präsumtionsregeln

Zu den allgemeinen Verstehens- und Interpretationsprinzipien, die in der Tradition der neuzeitlichen Hermeneutica generalis, in der Philosophischen Hermeneutik Hans-Georg Gadamers und in der Analytischen Sprachphilosophie und Philosophie des Geistes erörtert werden, gehören insbesondere vorgreifende Unterstellungen von Wahrheit, Konsistenz, Kohärenz, Rationalität, oder allgemeiner: Unterstellungen des Erfülltseins von gewissen normativen Standards.[3] Uns soll in diesem Zusammenhang besonders die Wahrheitsunterstellung interessieren.

Die mangelnde Klarheit über den Status solcher Prinzipien zeigt sich in einer schwankenden Terminologie: Von «Grundsätzen» ist ebenso die Rede wie von «Maximen», «Voraussetzungen», «transzendentalen Bedingungen», «Präsuppositionen», «Annahmen», «Unterstellungen», «Vorgriffen», «Antizipationen» etc.[4] Meine These zum Status solcher Prinzipien lautet: Sie sind Präsumtionsregeln mit widerleglichen Präsumtionen. Zu ihrer Erläuterung müssen wir zunächst die zentralen Termini «Präsumtion» und «Präsumtionsregel» explizieren.

Der Begriff der Präsumtion war zunächst in der juristischen Beweislehre zu Hause; seit Leibniz wird er auch für erkenntnistheoretische Zusammenhänge fruchtbar gemacht. Vertraut ist die «Unschuldsvermutung»; ihr zufolge ist bis zum rechtlichen Nachweis der Schuld von der Unschuld des Angeklagten auszugehen. Diese Präsumtion ist besonders grundlegend; alle entwickelten Rechtssysteme enthalten freilich zahllose weitere Präsumtionen.

3 Vgl. dazu W. KÜNNE, «Prinzipien der wohlwollenden Interpretation», in: FORUM FÜR PHILOSOPHIE BAD HOMBURG (Hg.), *Intentionalität und Verstehen,* Frankfurt a. M. 1990, S. 212–236; Verf., «Zum Status allgemeiner Verstehensprinzipien», in: *Analyomen 1,* Berlin – New York 1994, S. 574–584, und Verf., *Verstehen und Rationalität,* Teil I.

4 Besonders schillernd ist die Wortwahl in der Hermeneutik Hans-Georg Gadamers, der teils von «Vorgriff», «Antizipation» oder «Erwartung», teils von «Vorurteil» und schließlich auch von «Axiom» spricht (*Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik,* Tübingen [4]1975, S. 277 ff., 352).

Präsumtionen spielen nun keineswegs nur im Bereich des Rechts, sondern in den verschiedenartigsten Räsonnements eine Rolle. So gibt es Präsumtionen etwa auch in Moral und Politik; ein prominentes Beispiel ist die Präsumtion der Gleichheit. Darüber hinaus sind methodologische Präsumtionen in allen Wissenschaften zentral: Man denke nur an die Präsumtion der Gleichförmigkeit der Natur, an Normalitätsunterstellungen und dergleichen. Insgesamt bildet der richtige Umgang mit Präsumtionen ein zentrales Moment praktischer und theoretischer Rationalität innerhalb und außerhalb der Wissenschaften.

Abstrahieren wir aus den Beispielen Gemeinsamkeiten, zunächst was die logisch-semantische Form angeht. Die schlichteste sprachliche Form läßt sich durch das folgende Schema darstellen:

(Pr) Es gibt eine Präsumtion, daß Q.[5]

In einer wichtigen Hinsicht wäre eine solche Formel noch unvollständig: Es fehlt eine Angabe über die Tatsache, aufgrund deren die Präsumtion entsteht. Vollständiger lautet die Präsumtionsformel demnach:

(Pr-F) Aufgrund von P wird Q präsumiert.[6]

Den Präsumtionsformeln entsprechen Regelformulierungen:

(Pr-R) Gegeben p ist der Fall, verfahre so, als sei q der Fall, bis Du zureichende Gründe hast, zu glauben, daß q nicht der Fall ist.

Anhand dieses Schemas können wir uns einige Züge von Präsumtionsregeln vergegenwärtigen. Das «verfahre so» unterstreicht den handlungs- und entscheidungsorientierten Charakter. Präsumtionsregeln kommen in Situationen zum Zuge, bei denen die entscheidungsrelevante Überlegung an der Frage hängt, ob ein bestimmter Sachverhalt q (oder ob nicht-q) vorliegt, bei denen keine zureichenden oder gar zwingenden Gründe für die eine oder die andere Annahme vorliegen, der Überlegungs- und Entscheidungsprozeß aber weiterlaufen muß. In einer solchen Lage instruiert eine Präsumtionsregel die Person, sie solle, gegeben p, q zu einer Prämisse in dem weiteren Überlegungsprozeß machen.

5 Auf diese Weise wird der Inhalt der Präsumtion angegeben; «Q» steht für den präsumierten Sachverhalt.

6 «P» steht für die präsumtionserzeugende Tatsache. Abgekürzt können wir das Schema folgendermaßen darstellen: (Pr-F) Pr (P, Q). Genaugenommen stehen «P» und «Q» für generische Sachverhalte. Die Präsumtionsformel trifft auf einen konkreten Fall zu, wenn der generische präsumtionserzeugende Sachverhalt in diesem Fall instantiiert ist. Zur Unterscheidung kann man dann kleingeschriebene Buchstaben verwenden: Pr (p, q).

Man unterscheidet zwischen unwiderleglichen und widerleglichen Präsumtionen. Bei der Präsumtion etwa, daß Kinder unter einem gewissen Alter keine kriminellen Beweggründe haben, handelt es sich um eine absolute Präsumtion; an ihr wird in jedem Falle festgehalten. Häufiger und interessanter sind die widerleglichen Präsumtionen. Das Charakteristikum der Anfechtbarkeit wird durch entsprechende Klauseln zum Ausdruck gebracht (trad.: «donec probetur contrarium»).[7] Wenn das Regelsubjekt zureichende Gründe zu der Annahme hat, daß q nicht der Fall ist, ist die Präsumtion widerlegt bzw. zurückgewiesen. Widerlegt ist in einem solchen Falle die Präsumtion-daß-q, nicht auch schon die Präsumtionsregel Pr-R (P, Q).[8]

Wie früh gesehen wurde, besteht ein enger Zusammenhang zwischen der Idee der Präsumtion und der Idee der Beweislast. Es wird die Vorstellung einer Waage evoziert, deren Schalen von Anfang an ungleich belastet sein können. «Präsumtion» und «Beweislast» sind Korrelativbegriffe: Wer die Präsumtion negiert, trägt die Beweislast.[9]

Wenden wir uns nun der Rechtfertigung von Präsumtionen zu. Zwei Fragen müssen auseinandergehalten werden: (1) Warum sollte es in einem bestimmten Bereich überhaupt irgendwelche Präsumtionsregeln geben? (2) Wodurch sind gerade diese spezifischen Präsumtionen (im Unterschied etwa zu den gegenteiligen) gerechtfertigt?[10]

7 Leibniz definierte: «Praesumtio est, quod pro vero habetur donec contrarium probetur.» (G. W. LEIBNIZ, *Sämtliche Schriften und Briefe,* 6. Reihe: Philosophische Schriften, Bd. 3: 1672–1676, Berlin 1980, S. 631.) Was Leibniz hier definiert, ist die «praesumtio iuris»; die absolute Präsumtion sollte nach Leibniz als juristische Fiktion aufgefaßt werden: «Praesumtio juris et de iure est fictio.» (Ebd.)

8 Präsumtionsregeln sind ihrerseits revidierbar; etwa dann, wenn die durch solche Regeln geprägte Praxis nach allgemeiner Ansicht sozial unerwünschte Folgen zeitigt.

9 Vgl. LEIBNIZ, «Brief an Wagner 1696», in: *Die philosophischen Schriften*, hg. von C. I. Gerhardt, Berlin – Halle 1875–1890, Bd. 7, S. 521. – Die Verhältnisse sind von Richard Whately (1787–1863) klar dargelegt worden; vgl. *Elements of Rhetoric,* [7]1846, Nachdr. Carbondale 1963, S. 112 f.; daran anknüpfend Ch. L. HAMBLIN, *Fallacies,* London 1970, S. 171 f.; N. RESCHER, *Dialectics,* Albany 1977, S. 32 f.; ders., *Methodological Pragmatism*, Oxford 1977, S. 209 f.

10 E. ULLMANN-MARGALIT, «On Presumption», in: *The Journal of Philosophy* 80 (1983), S. 154; dies., «Some Presumptions», in: L. S. CAWMAN u. a. (Hg.), *How Many Questions? Essays in Honor of Sidney Morgenbesser,* Indianapolis 1983, S. 453.

(1) Warum überhaupt Präsumtionsregeln? Angesichts dieser Rechtfertigungsaufgabe ist es erforderlich, sich die charakteristische Struktur der Situationen in Erinnerung zu rufen, in denen sie eine Funktion erfüllen. Solche Sitationen sind Entscheidungssituationen: Die beteiligten Personen müssen sich in einem begrenzten zeitlichen Rahmen entscheiden. Die optimale Wahl hinge davon ab, ob ein Sachverhalt q besteht. Die Personen, die sich entscheiden müssen, befinden sich in Unkenntnis oder im Zweifel in bezug auf diese Frage. Die Rahmenbedingungen sind so, daß die Personen nicht beliebig lange warten können, insbesondere nicht beliebig viel Zeit haben, Informationen zu beschaffen, ob q der Fall ist. Im Extremfall besteht nicht einmal die Aussicht, dies herauszubekommen. Die Personen können aber auch nicht einfach ihr Urteil und die darauf fußenden Handlungen suspendieren, sondern müssen in der einen oder anderen Weise entscheiden. Es handelt sich also um Raisonnements, die noch nicht «gelöst» sind, aber irgendwie umgesetzt werden müssen. Die Akteure benötigen ein Mittel, sich aus dieser Lage herauszuwinden. Sie brauchen Strategien oder höherstufige Gründe, vor allem, wenn es sich um Situationen handelt, die häufig wiederkehren. Natürlich sind, strukturell gesehen, viele Verfahren geeignet, die Alternativen auf wenige oder eine zu reduzieren. Nur ist nicht jedes solche Verfahren auch rational. Gefordert ist ein vernünftiges Verfahren.

Das bloße Bedürfnis nach einer Methode zur Auflösung von Entscheidungsproblemen genügt für sich genommen noch nicht, um die Institution einer Präsumtionsregel zu rechtfertigen. Eine Präsumtionsregel bietet eine Lösung an, indem eine der verfügbaren Alternativen systematisch im voraus bevorzugt wird, bis zureichende Gründe dagegen vorliegen.

Damit ist zunächst nur das strukturelle Problem der Alternativenreduzierung gelöst. Ob die Einrichtung einer Im-Voraus-Lösungsstrategie gerechtfertigt ist, hängt entscheidend davon ab, ob und wie gut diese Art Lösung unabhängig zu rechtfertigen ist. Präsumtionsregeln setzen an die Stelle von willkürlichen Ad-hoc-Strategien vernünftige Vorgriffe. Die Vernünftigkeit bemißt sich dabei an mehrererlei: (a) in jedem Einzelfall muß die zu der Präsumtionsregel gehörige Präsumtion widerlegbar sein, (b) der Vorgriff, den die Regel empfiehlt, muß unabhängig rechtfertigbar sein.

(2) Was die speziellere Rechtfertigungsaufgabe betrifft (warum diese Präsumtion und nicht eine andere?), so kommen eine ganze Reihe von Erwägungen in Betracht, die sich keineswegs auszuschließen

brauchen. (i) *Induktiv-probabilistische und andere empirische Begründungen:* Es liegt in vielen Fällen nahe, Präsumtionsregeln mithilfe induktiv-probabilistischer Erwägungen zu rechtfertigen. Diese haben mit der Wahrscheinlichkeit von Q, gegeben P, zu tun. (ii) *Begründungen durch normative Erwägungen:* Induktiv-probabilistische Erwägungen vermögen alleine genommen nicht in jedem Falle die betreffende Präsumtion zu begründen.[11] Vor allem können normative oder wertorientierte Erwägungen größeres Gewicht haben als die induktiv-probabilistischen. Das heißt: Normative Rücksichten können zur Übernahme oder Aufrechterhaltung der Präsumtion, daß q, führen, obgleich non-q die Wahrscheinlichkeit für sich hat. In den wertbezogenen Rücksichten lassen sich zwei Stränge ausmachen: Zum einen betreffen sie die Frage, welche Art von Irrtümern oder Fehlern im Hinblick auf die unmittelbaren moralischen oder sozialen Folgen eher akzeptabel sind. Zum anderen haben sie damit zu tun, wie man die mittel- und langfristige regulative Wirkung der Institution und Wirksamkeit der Präsumtionsregel im Hinblick auf das Verhalten der betroffenen Gruppe in moralischer oder sozialer Hinsicht einschätzt und bewertet.[12] (iii) *Begründungen durch Bestimmtheitserwägungen:* In einigen Konstellationen bleibt, sobald klar ist, daß überhaupt eine Präsumtionsregel vonnöten ist, wenig Auswahl, welche Präsumtion die geeignetste ist. Von den denkbaren Alternativen ist häufig eine klar ausgezeichnet insofern, als nur sie «bestimmt» ist, d.h., insofern, als nur sie die Entscheidungsmöglichkeiten in der gewünschten Weise einschränkt.[13] (iv) *Begründungen durch prozedurale Erwägungen:* Solche prozeduralen Erwägungen, die im gerichtlichen Bereich, aber auch anderswo an der Tagesordnung sind, können den Anfang, das Ingangbringen, den zügigen Ablauf oder den gelungenen Abschluß betreffen.[14] (v) *Unverzichtbarkeits- oder Konstitutivitätserwägungen:* Man kann versuchen, die Präsumtionsregeln transzendental zu begründen, indem man zeigt, daß sie konstitutiv für eine bestimmte Praxis oder sogar für die Anwendbarkeit der diese Praxis kennzeichnenden Begriffe sind.

Die allgemeinen Interpretationsprinzipien sind, so die These, Präsumtionsregeln mit widerleglichen Präsumtionen. Was dies beinhaltet,

11 Es ist sogar fraglich, ob von Präsumtionen im eigentlichen Sinne des Wortes die Rede sein kann, wenn im Grunde nur eine wahrscheinliche Hypothese im Spiel ist.

12 Vgl. E. ULLMANN-MARGALIT, «On Presumption», S. 161.

13 Vgl. ebd.

14 Vgl. ebd., 161 f.

können wir jetzt vor dem Hintergrund einer Explikation des Präsumtionbegriffs besser verstehen. Aber wie läßt sich diese These zum Status solcher Prinzipien selbst begründen?

Zunächst können wir uns fragen, inwiefern die Lage, in der sich jemand befindet, der eine Äußerung, einen Text etc. verstehen will, zu dem Typ von Situationen gehört, in denen Präsumtionen unvermeidlich sind. Versuchen wir deshalb das zu kennzeichnen, was man «die hermeneutische Situation» nennen kann: Verständigung ist eine Form sozialen Handelns. Wir müssen unsere Handlungen laufend mit denen anderer Leute abstimmen, d.h., wir machen unsere eigenen nichtverbalen und verbalen Handlungen notgedrungen auch davon abhängig, wie wir das Verhalten der anderen interpretieren. Darüber, was die Äußerungen anderer Personen bedeuten, und welche Absichten und Motive diese haben, besteht gelegentlich beträchtliche Unsicherheit.[15] Dennoch muß bei vielen solchen Gelegenheiten gehandelt, entschieden, werden – und zwar häufig unter erheblichem Zeitdruck. In jedem Falle soll nicht willkürlich, sondern im Rahmen des Möglichen rational entschieden werden. Und die Lösungen sollten ein gewisses Maß von Allgemeinheit aufweisen, so daß sie nicht nur bei einer einzigen Gelegenheit helfen, sondern in einer ganzen Klasse von Fällen. Es besteht daher ein Bedürfnis nach Methoden, solche Entscheidungsprobleme in systematischer Weise lösbar zu machen bzw. rational mit ihnen umzugehen. Wir erkennen so in der hermeneutischen Situation einen allgemeineren Typ von Situation wieder, bei dem der Gebrauch von Präsumtionen nötig ist. Wie im Recht besondere rechtliche Präsumtionen unerläßlich sind, so kommt die Praxis der Interpretation nicht ohne besondere hermeneutische Präsumtionen aus. Die philosophisch interessante Frage ist dabei natürlich, in welchem Sinne die Präsumtionen jeweils vonnöten oder unverzichtbar sind.

3. Zur Unverzichtbarkeit der interpretatorischen Präsumtionen

Dabei wollen wir mögliche Strategien der rationalen Rechtfertigung

15 So kann der Wortlaut einer mündlichen Äußerung oder eines geschriebenen Textes eine ganze Reihe von Interpretationen zulassen. Die verwendeten Sätze mögen etwa syntaktisch oder semantisch ambig sein. Die Gegenstandsbezüge der Bezeichnungsausdrücke mögen unklar sein. Ebenso können die illokutionäre Rolle und die kommunikative Pointe fraglich sein.

allgemeiner Interpretationsprinzipien betrachten und zusehen, ob sie den Mustern für die Rechtfertigung von Präsumtionen entsprechen. Grundsätzlich finden sich alle Begründungsmuster, die wir oben für Präsumtionen allgemein aufgezählt haben, auch bei dem Spezialfall der interpretatorischen Prinzipien: von induktiv-probabilistischen über normative, Bestimmtheits- und prozedurale Erwägungen bis hin zu Unverzichtbarkeitsthesen.

Besonders umstritten ist in den gegenwärtigen Diskussionen, ob gewisse allgemeine Interpretationsprinzipien *unverzichtbar* sind, ob wir sie anwenden *müssen*, wenn wir überhaupt etwas verstehen wollen. Wenn sich das zeigen läßt, hat man natürlich eine denkbar starke Rechtfertigung der allgemeinen Interpretationsprinzipien und der damit verbundenen hermeneutischen Präsumtionen. Die Debatte über solche Thesen ist sehr verworren; um so wichtiger ist es, mehr Übersichtlichkeit in die Diskussionslandschaft zu bringen. Vor allem ist zu beachten, daß sich die fraglichen Unverzichtbarkeitsthesen auf sehr unterschiedliche Weisen lesen lassen, je nachdem, wie Modalausdrükke wie «müssen» und «unverzichtbar» in der obigen Formulierung verstanden werden. Hier sollten mindestens die folgenden Lesarten auseinandergehalten werden:

(IN) Die erste Form der Unverzichtbarkeit könnte man *instrumentelle Notwendigkeit* nennen; ihr entspricht die Frage: Ist die Befolgung der Präsumtionsregeln instrumentell notwendig, d.h., sind sie Mittel, um zum adäquaten Verstehen zu gelangen?[16]

Die allgemeinen Interpretationsprinzipien sind tatsächlich unentbehrliche Mittel für das korrekte Interpretieren und Verstehen nichtwörtlicher und wörtlicher Rede. Ohne hermeneutische Präsumtionsregeln könnten wir nicht-wörtliche Rede nicht verstehen; sie sind instrumentell notwendig, um zu einem adäquaten Verständnis ironischer, metaphorischer und anderer nicht-wörtlicher Äußerungen zu gelangen.[17] In der rationalen Rekonstruktion schlägt sich das in der Weise nieder, daß die hermeneutischen Präsumtionsregeln dort als unverzichtbare Prämissen in den Räsonnements erscheinen, die zur rationa-

16 Die Unterscheidung zwischen unentbehrlichen Mitteln und konstitutiven Bedingungen wird bei R. BITTNER, «Verständnis für Unvernünftige», in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 43 (1989), S. 578, zur Klärung der Nachsichtsprinzipien herangezogen. Mit Bittners Schlußfolgerungen stimme ich nicht überein.

17 Dafür hatte ich bereits in «Zum Status allgemeiner Verstehensprinzipien» argumentiert.

len Nachzeichnung des Verstehens dienen. (Ohne die entsprechenden vorgreifenden Unterstellungen würden die Interpretationsbemühungen abbrechen, bevor das korrekte Verstehen erreicht wäre.) Aber auch ganz normale wörtliche Äußerungen könnten nicht korrekt verstanden werden, wenn nicht eine Reihe von Rationalitäts- und Normalitätspräsumtionen gemacht würden.

Eine andere vieldiskutierte Lesart sei wenigstens kurz kommentiert: (EN) *Evolutionäre Notwendigkeit:* Ist die Befolgung der Präsumtionsregeln evolutionär notwendig? – Daniel C. Dennett u. a. haben zu zeigen versucht, daß ein bestimmtes Ausmaß von Irrationalität evolutionär unmöglich ist. Die These der evolutionären Notwendigkeit besagt, daß die biologische Evolution unsere Rationalität und sogar die Wahrheit der überwiegenden Zahl unserer Meinungen sicherstelle. Die von Dennett u. a. angeführten Gründe halten jedoch einer Prüfung nicht stand. Zunächst garantiert die Evolution nicht die Optimalität ihrer Produkte. Vor allem aber sind die Verknüpfungen zwischen biologischer Optimalität und Rationalität oder gar Wahrheit lockerer, als sie es für eine Begründung der Rationalitäts- und Wahrheitspräsumtionen aus der evolutionären Notwendigkeit sein müßten.

(KN) Andere Thesen deuten die Unverzichtbarkeit als *Konstitutivität;* die Frage lautet dann: Ist die Befolgung der Präsumtionsregeln – insbesondere der Wahrheitsunterstellung – konstitutiv?

Man kann behaupten und hat behauptet, daß die Präsumtionsregeln bzw. ihre Befolgung konstitutive Bedingungen für das Verstehen sind. Es dient der Klärung, wenn man hier noch weiter differenziert, nämlich: zwischen «praxiskonstitutiven» (PK) und «begriffskonstitutiven» (BK) Bedingungen.

(PK) *Praxis-Konstitutivität:* Wer eine These dieses Typs propagiert, behauptet, daß hermeneutische Präsumtionsregeln Regeln sind, die konstitutiv für (a) unsere Verständigungs- und Interpretationspraxis oder auch (b) unsere Praxis des alltagspsychologischen Erklärens, Prognostizierens und Verstehens von Handlungen sind.

Eine (zumindest prima facie) weiterreichende These besteht in der Annahme einer begrifflichen Konstitutivität.

(BK) *Begriffs-Konstitutivität*: In diesem Sinne kann man behaupten, daß die hermeneutischen Präsumtionsregeln konstitutive Bedingungen für die gerechtfertigte Anwendbarkeit von Begriffen sind, die bei Interpretationen wesentlich ins Spiel kommen, also von Begriffen wie «Bedeutung», «propositionale Einstellung», «Handlung» oder «Person».

Die aussichtsreichsten Argumentationen in diesem Bereich sind: (i) Begründungen aus der methodologischen Notwendigkeit, (ii) Begründungen aus dem Holismus der Interpretation, (iii) Begründungen unter Berufung auf einen holistischen Wahrheits- bzw. Rationalitätshintergrund. Da hier das Verhältnis von Wahrheit und Interpretation untersucht werden soll, konzentriere ich mich in diesem Rahmen auf die Argumentationen unter Berufung auf einen Wahrheitshintergrund.[18]

4. Wahrheitshintergrund, Inhalt und Bezug von Meinungen

Ein erstes Räsonnement dieser Art versucht zu zeigen, daß nur wer eine große Menge wahrer Meinungen hat, überhaupt eine Meinung haben kann. Der Gedankengang läuft folgendermaßen: Meinungen sind durch ihre Inhalte gekennzeichnet. D. h.: Etwas ist nur dann eine Meinung, wenn es einen festgelegten Inhalt hat. Der Inhalt einer Meinung wird durch ihren Platz in einem weitläufigen Muster von mit ihr zusammenhängenden wahren Meinungen festgelegt.[19] Also kann nur, wer eine große Menge wahrer Meinungen hat, überhaupt eine Meinung haben. – Dies gilt natürlich insbesondere auch für falsche Meinungen: Nur wer eine große Menge wahrer Meinungen hat, kann demnach eine falsche Meinung haben.

Die soeben angesprochene Argumentation drehte sich um den Inhalt von Meinungen. Eine parallele Begründungsidee wurde für den Gegenstandsbezug von Meinungen vorgeschlagen. Besonders prägnant wird der Gedankengang in Davidsons Aufsatz «Thought and Talk» formuliert:

> «We can, however, take it as given that *most* beliefs be correct. The reason for this is that a belief is identified by its location in a pattern of beliefs; it is this pattern that determines the subject matter of the belief, what the belief is about. Before some object in, or aspect of, the world can become part of the subject matter of a belief (true or false) there must be endless true beliefs about the subject matter. False beliefs tend to undermine the identification of the subject matter; to undermine, therefore the validity of a description of the

18 Zu den anderen Begründungstypen vgl. ausführlich Verf., *Verstehen und Rationalität,* Teil II.

19 Vgl. D. DAVIDSON, *Essays on Actions and Events,* Oxford 1980, S. 221, 232, 234, 237, 257–259, 290; ders., *Inquiries into Truth and Interpretation,* Oxford 1984, S. 168 f.

belief as being about that subject. And so, in turn, false beliefs undermine the claim that a connected belief is false.»[20]

Davidson zeichnet hier ein bestimmtes Bild davon, wie Meinungen identifiziert werden und wie der Gegenstand einer Meinung festgelegt wird. Ein Objekt O kann nur dann der Gegenstand einer Meinung einer Person sein, wenn es eine umfangreiche Menge von Meinungen derart gibt, daß O die prädikativen Komponenten der überwiegenden Anzahl der Meinungen aus dieser Menge erfüllt. Zwei oder mehr Personen können nur dann Meinungen über dasselbe Objekt O haben, wenn sie im großen und ganzen bezüglich der Eigenschaften von O übereinstimmen.[21] Der Gegenstand einer Meinung wird also durch ein weitläufiges Muster von wahren Meinungen festgelegt. Nur Wesen, die über ein solches Muster von wahren Meinungen über O verfügen, haben überhaupt eine Meinung über O. Zur Verdeutlichung hat Davidson ein Beispiel angeführt:

«how clear are we that the ancients – some ancients – believed that the earth is flat? *This* earth? Well, this earth of ours is part of the solar system, a system partly identified by the fact that it is a gaggle of large, cool, solid bodies circling around a very large, hot star. If someone believes *none* of this about the earth, is it certain that it is the earth that he is thinking about?»[22]

5. Relationale Meinungen und die Zuschreibbarkeit von Irrtümern

Davidsons Überlegung und vor allem die Kommentierung des von ihm gewählten Beispiels haben begreiflicherweise eine lebhafte Diskussion ausgelöst. Besondere Beachtung verdienen wiederum Einwände, die Colin McGinn schon recht früh, nämlich bereits 1977, gegen Davidson ins Feld geführt hat.[23] Seiner Ansicht nach ist es Davidson (jeden-

20 Ebd., S. 168; vgl. S. 200.

21 Vgl. die erhellenden Rekonstruktionen in C. McGinn, «Charity, Interpretation and Belief», in: *The Journal of Philosophy* 74 (1977), S. 524 und ders., «Radical Interpretation and Epistemology», in: E. Lepore (Hg.), *Truth and Interpretation,* Oxford 1986, S. 357.

22 Davidson, *Inquiries into Truth and Interpretation,* S. 168.

23 Siehe McGinn, «Charity, Interpretation and Belief». McGinn gibt eine Zusammenfassung des Hauptgedankenganges in seiner späteren Wiederaufnahme der Auseinandersetzung, vgl. «Radical Interpretation and Epistemology», S. 357 f.

falls bislang) nicht gelungen, den konstitutiven oder transzendentalen Status des Charity-Prinzips nachzuweisen. Für viele grundlegende Meinungen ist das Nachsichtsprinzip laut McGinn kein konstitutiver Zuschreibungsgrundsatz. Vor allem aber möchte er zeigen, daß der Auffassung von der Sonderstellung des Nachsichtsprinzips eine verkehrte Theorie der Intentionalität, der intentionalen Beziehung, zugrunde liegt.[24]

Es empfiehlt sich, von McGinns Beschreibung eines eigenen Beispiels auszugehen:

> «It is said of the ancients – some of them – that they believed the stars to be apertures in a vast dome through which light from a conflagration behind penetrated. Such beliefs are radically yet recognizably false, and it seems undeniable that it was of the *stars* that they believed these falsehoods.»[25]

Das Beispiel soll natürlich stellvertretend für unzählige andere astronomische und nicht-astronomische Meinungen stehen; sie können erkennbar falsch, sogar eklatant falsch sein. Zu Davidsons Beispielfall bemerkt er im Anschluß lapidar:

> «Similarly, it seems evident that it was *of* the earth that Davidson's ancients entertained their egregious misconceptions.»[26]

McGinn ist also der Ansicht, daß derlei Zuschreibungen von in krasser Weise falschen Meinungen durchaus adäquat sein können. Und er ist darüber hinaus der Auffassung, daß eine Person sehr viele, sogar überwiegend falsche Überzeugungen haben könne, ohne daß dadurch zweifelhaft werden müßte, wovon diese Meinungen handeln.

Bei seinen Überlegungen stützt er sich auf die Unterscheidung zwischen dem relationalen und dem notionalen Sinn von Einstellungszuschreibungen, eine Unterscheidung, die von Quine in die Debatte eingebracht worden ist.[27] Betrachten wir zur Erläuterung die Attributi-

24 In der späteren Arbeit («Radical Interpretation and Epistemology») hat McGinn seine Kritik ausgeweitet und vertieft: Davidsons erkenntnistheoretische Annahmen, die sich in seiner Theorie der radikalen Interpretation niederschlagen, seien defizient. In beiden Beiträgen geht McGinn den Implikationen seiner Kritiken für die Interpretationstheorie nach und versucht ein plausibleres Bild von dem Projekt der radikalen Interpretation zu zeichnen. (Vgl. «Charity, Interpretation and Belief», S. 533–535; «Radical Interpretation and Epistemology», S. 363–368.)

25 McGinn, «Charity, Interpretation and Belief», S. 525.

26 Ebd.

27 Vgl. W. V. Quine, «Quantifiers and Propositional Attitudes», in: *The Journal of Philosophy* 53 (1956), S. 177–187.

on: «Ralf glaubt, daß jemand ein Spion ist.» Diese Zuschreibung hat, wie man sich leicht klarmachen kann, zwei Lesarten. Wenn Ralf eine bestimmte Person im Auge hat, von der er glaubt, sie sei ein Geheimagent, dann liegt der relationale Sinn der Zuschreibung vor: «Ralf glaubt von jemandem, von einer bestimmten Person, daß diese Person ein Spion ist.» Diese Überzeugung könnte die Geheimdienste interessieren. Ist Ralf stattdessen nur der Meinung, daß irgendjemand ein Spion ist, dann haben wir es mit dem notionalen Sinn zu tun: «Ralf glaubt (das Diktum, die Proposition), daß es (irgend)jemanden gibt, der ein Spion ist» oder kürzer und idiomatischer: «Ralf glaubt, daß es Spione gibt.» Eine solche Meinung, die die meisten von uns haben, dürfte die Geheimdienste einigermaßen kalt lassen. Statt von relationalen und von notionalen Zuschreibungen spricht man heute unter Rückgriff auf eine alte Terminologie meistens von Zuschreibungen de re und de dicto. Und auch das Attribuierte klassifiziert man entsprechend als de re-Einstellungen und de dicto-Einstellungen. In der Frage, welches Einteilungskriterium der Unterscheidung zugrunde gelegt werden sollte, besteht beileibe keine Einigkeit.[28] Für McGinns Punkt kommt es indes primär nur auf das folgende an: Bei den relationalen Einstellungen wird der intentionale Gegenstand nicht durch einen Hintergrund wahrer Überzeugungen über ihn festgelegt. Dies geschieht vielmehr durch eine kontextuelle, externe Beziehung zu den Gegenständen der Meinung. McGinn schwebt dabei, wie vielen anderen gegenwärtigen Philosophen auch, eine kausale Theorie der Meinung vor. Für relationale Meinungen seien Davidsons Thesen und die ihr zugrundeliegende Theorie der Intentionalität somit falsch. Paradigmatisch gilt dies für die durch direkten epistemischen Kontakt, insbesondere durch Wahrnehmungskontakt, hervorgebrachten intentionalen Beziehungen. Beobachteter epistemischer Kontakt ist bei vielen Meinungen das ausschlaggebende Kriterium für den Bezug der jeweiligen Meinung. Wenn wir beobachten können, daß jemand ein Objekt O sieht, so kann dies für eine relationale Meinungszuschreibung ausreichen. Und dafür daß jemand das Objekt O sieht oder auf andere Weise wahrnimmt, ist es – laut McGinn – nicht erforderlich, daß die wahrnehmende Person überwiegend wahre Meinungen über O besitzt. Im Extremfall könnte der Interpret dem Sprecher Irrtümer über alle einzelnen Dinge zuschreiben, bei denen er beobachtet hat, daß ein episte-

28 Vgl. die Schlüsselarbeit von T. BURGE, «Belief de re», in: *The Journal of Philosophy* 74 (1977), S. 338–362, und die dort diskutierten Vorläufer.

mischer Kontakt zu diesem Objekt bestanden hat. Entsprechend können mehrere Personen uneins über ein Objekt sein, ohne notwendigerweise in vielen anderen Hinsichten bezüglich dieses Objekts übereinzustimmen. Schlagwortartig: Referenz ist in solchen Fällen autonom gegenüber Übereinstimmung und insbesondere gegenüber Wahrheit.

6. Notionale allgemeine Meinungen, Stereotypen und die Übersetzung von Prädikaten

Wie weit reichen McGinns Einwände nun tatsächlich? Hat er gezeigt, daß es entgegen Davidsons Beteuerung durchaus möglich ist, durchgängig falsche oder jedenfalls weit überwiegend falsche Meinungen über etwas zu haben? Hat er plausibel gemacht, daß es ohne weiteres möglich ist, die Äußerungen und intentionalen Einstellungen anderer Personen zu interpretieren, auch wenn keine tiefgehende Übereinstimmung vorliegt?

Bleiben wir zunächst bei McGinns Beispiel. Wir müssen McGinn natürlich darin recht geben, daß Menschen irrige Meinungen über Sterne hatten und etliche vergleichbare irrige Meinungen zu allen Zeiten gehegt haben und noch hegen. Ein Verzeichnis menschlicher Irrtümer und Narrheiten müßte zweifellos einen beträchtlichen Umfang haben. Man kann Menschen somit oft mit Recht falsche, sogar eklatant falsche, Meinungen zuschreiben.

Bevor wir voreilige Schlüsse aus dieser Betrachtung ziehen, sollten wir uns aber fragen, aus welchem Grund wir so zuversichtlich sind, daß die Alten beispielsweise die genannte irrige Auffassung *von* den Sternen hatten, d. h., daß sich ihre Meinung *auf die Sterne bezog.* Aus welchem Grunde glauben wir in dem von McGinn geschilderten Fall, daß die Meinungen der Alten und unsere Meinungen sich auf dasselbe beziehen, daß wir somit divergierende Ansichten über dieselbe Sache haben? Nun, ich denke, weil wir in zahlreichen grundlegenden Punkten, auch was die Sterne angeht, mit den Alten übereinstimmen. Dazu gehören so unspektakuläre Meinungen wie die, daß Sterne leuchten, daß sie am Nachthimmel zu sehen sind, daß sie manchmal von Wolken verdeckt werden, daß es sehr viele von ihnen gibt, daß sie weit von uns entfernt sind, daß einige von ihnen heller sind als andere, und manches weitere von dieser Art. Diese Meinungen sind zudem mit einer Reihe von Fähigkeiten verknüpft, wie etwa der, auf die Sterne zu zeigen, oder der, sie zu zählen, oder auch der, ihre Konfiguration zu

beschreiben. Warum wären wir, um auf Davidsons Beispiel zurückzukommen, in bestimmten Fällen durchaus bereit, jemandem die Meinung zuzuschreiben, daß die Erde flach ist? Die Antwort muß lauten: weil wir Meinungen bei ihm festgestellt haben wie beispielsweise die, daß dieses Etwas sehr groß ist, daß er sich während seines gesamten Lebens nahe an der Oberfläche dieses Etwas aufgehalten hat, daß Gegenstände, die man hochwirft, wieder auf dieses Etwas herunterfallen etc. Meinungen dieser Art gehören zu dem Muster, durch das festgelegt ist, wovon die Meinungen handeln.

Wie ist nun Davidsons Beispielanalyse insgesamt zu bewerten? Davidsons Kommentierung des eigenen Beispiels war allerdings mehr als ungeschickt. Insbesondere sind die Meinungen, die Davidson selbst anführt, nicht die Meinungen, die bei den meisten von uns sicherstellen, daß wir uns gedanklich auf die Erde beziehen können. Man braucht nicht über korrekte hochtheoretische und hochwissenschaftliche Überzeugungen über die Natur des Planeten Erde zu verfügen, um wahre oder falsche Meinungen über die Erde haben zu können. Aber ist damit auch der prinzipielle Punkt null und nichtig, auf den es Davidson vor allem ankommt? Beachten wir zunächst, daß dieser sich recht vorsichtig ausdrückt, vorsichtiger, als McGinn ihn zu lesen scheint. Davidson behauptet gar nicht, es sei klar, daß die Alten, da sie grundlegend falsche Meinungen hatten, keine Gedanken über die Erde haben konnten. Er betont aber, daß viele falsche Meinungen tendenziell unsere Sicherheit bei der Identifikation des Gegenstandes der Meinung untergraben. Und in bezug auf die Erde, fragt er, ob wir, wenn sich die Zuschreibungen falscher Meinungen häufen, noch sicher sein können, daß es sich um Meinungen über die Erde handelt:

> «If someone believes *none* of this about the earth, is it certain that it is the earth that he is thinking about? An answer is not called for. The point is made if this kind of consideration of related beliefs can shake one's confidence that the ancients believed the earth was flat. It isn't that any one false belief necessarily destroys our ability to identify further beliefs, but that the intelligibility of such identifications must depend on a background of largely unmentioned and unquestioned true beliefs. To put it another way: the more things a believer is right about, the sharper his errors are. Too much mistake simply blurs the focus.»[29]

Davidson kommt es auf Tendenzaussagen der folgenden Art an: Je größer der Hintergrund wahrer Meinungen ist, desto konturierter tre-

29 DAVIDSON, *Inquiries into Truth and Interpretation,* S. 168.

ten die Irrtümer einer Person hervor; je kleiner er wird, desto unsicherer und unklarer werden unsere Zuschreibungen. Damit schwindet aber auch unsere Grundlage dafür, in verständlicher Weise einen bestimmten Irrtum zuzuschreiben. Entsprechend gilt: Je umfassender der geteilte Hintergrund ist, desto schärfer tritt eine Nichtübereinstimmung hervor; je kleiner er wird, desto unklarer wird, worin der Dissens bestehen könnte, oder sogar, ob überhaupt ein genuiner Dissens vorliegt. Vor allem gibt es so etwas wie einen kritischen Schwellenwert: Können wir nicht einen breiten Hintergrund wahrer bzw. geteilter Meinungen voraussetzen, bricht unsere Fähigkeit, verständliche Zuschreibungen zu machen, die uns bei der Beschreibung, Erklärung und Voraussage fremden Verhaltens von Nutzen sein können, in sich zusammen.

Die eingehendere Diskussion der Beispiele weckt, denke ich, bereits erhebliche Zweifel in bezug auf die Durchschlagskraft und Reichweite der Kritik McGinns. Zur weiteren Klärung wollen wir aber noch einmal grundsätzlicher ansetzen. Wir müssen dazu auf die Zusammenhänge zwischen der Bedeutung von Prädikaten und der Wahrheit von allgemeinen notionalen Meinungen eingehen.

In einem erhellenden Aufsatz mit dem Titel «General Beliefs and the Principle of Charity» hat sich Bruce Vermazen mit McGinns Kritik des Nachsichtsprinzips auseinandergesetzt. Er verteidigt dabei Davidsons Hauptthese, derzufolge Nachsicht notwendig für die Interpretation ist.[30] Vermazen weist zu Recht darauf hin, daß sich McGinn auf einen eingeschränkten Fall konzentriert hat und so bei den Lehren, die er daraus ziehen möchte, Übergeneralisierungen drohen. Denn natürlich müssen wir das gesamte Geschäft der radikalen Interpretation im Auge behalten, um zu einer angemessenen Einschätzung von Davidsons Behauptung zu gelangen. Und in diesem Gesamtprojekt kommen nicht nur die auf Wahrnehmungskontakt beruhenden relationalen Meinungen vor, auf die sich McGinn kapriziert. Grundlegend für die Interpretation der Ausdrücke der fremden Sprache ist vielmehr auch die Zuschreibung allgemeiner Meinungen. Solche Meinungen werden jedoch nicht aufgrund eines unmittelbaren epistemischen Kontaktes mit «allgemeinen Gegenständen» oder mit einer Art zugeschrieben. Freilich, wenn wir beobachtet haben, daß eine Person auf eine große Zahl von Sternen gezeigt und bei jedem einzelnen behauptet hat: «Dies ist

30 B. VERMAZEN, «General Beliefs and the Principle of Charity», in: *Philosophical Studies* 42 (1982), S. 111 f.

eine Öffnung im Himmelszelt», sind wir berechtigt, ihr eine relationale Überzeugung zuzuschreiben, etwa mit den Worten: «Die Person glaubt von den Sternen, daß sie Öffnungen im Himmelszelt sind.» Aber wir möchten in solchen Fällen auch Zuschreibungen der folgenden Art machen: «Die Person glaubt, daß Sterne Öffnungen im Himmelszelt sind.» D.h., wir sind geneigt, der Person auf diese Weise auch viele notionale Meinungen zuzusprechen. Dies hat den folgenden Grund: Derlei allgemeine notionale Meinungen, soweit an ihnen beharrlich festgehalten wird, betrachten wir als die Meinungen, die maßgeblich zu der Festlegung der Bedeutung der Ausdrücke beitragen, die in ihnen vorkommen. Insbesondere gilt dies für Prädikatausdrücke.

Dazu müssen wir kurz auf einige Resultate aus der Diskussion um die Bedeutung von Begriffswörtern zu sprechen kommen. Nach traditioneller Auffassung wird die Bedeutung eines Begriffswortes durch eine Konjunktion von Eigenschaften, der definierenden Charakteristika, angegeben. Es herrschte die Vorstellung, für jedes Begriffswort ließen sich die analytisch notwendigen und hinreichenden Bedingungen für die Zugehörigkeit zu der Klasse der unter den Begriff fallenden Gegenstände angeben. Mit anderen Worten: Für jedes Begriffswort gibt es eine sogenannte analytische Definition.

Wie uns insbesondere Ludwig Wittgenstein und Hilary Putnam gelehrt haben, ist diese Auffassung voller Vereinfachungen und Verzerrungen. Mit den meisten Begriffswörtern sind in eher lockerer Weise Bündel von Eigenschaften verknüpft. Wittgenstein sprach in diesem Zusammenhang von überlappenden und übergreifenden Familienähnlichkeiten. Die Dinge, auf die ein Begriffswort angewandt wird, bilden eine mehr oder weniger weitverzweigte Familie. Ständig können wir unsere Begriffe weiter ausdehnen, und zwar, um ein anderes erhellendes Bild von Wittgenstein zu zitieren,

> «wie wir beim Spinnen eines Fadens Faser an Faser drehen. Und die Stärke des Fadens liegt nicht darin, daß irgend eine Faser durch seine ganze Länge läuft, sondern darin, daß viele Fasern einander übergreifen.»[31]

Wittgenstein legt sich übrigens nicht auf die starke These fest, alle Begriffe seien Familienähnlichkeitsbegriffe. Ihm ging es in erster Linie darum, uns von der zwanghaften Vorstellung zu befreien, die Dinge, die unter einen Begriff fallen, müßten notwendigerweise etwas ge-

31 L. WITTGENSTEIN, *Philosophische Untersuchungen/Philosophical Investigations,* Oxford 1958, § 67. Vgl. auch das Umfeld §§ 65–80.

meinsam haben. Hilary Putnam betont in demselben Geiste, daß die meisten Begriffswörter «cluster concepts» ausdrücken. Ihr Sinn läßt sich dadurch angeben, daß man ein Büschel von Eigenschaften oder empirischen Kriterien anführt. Für die traditionelle Auffassung liefert er eine aufschlußreiche Diagnose: In ihr wurde ein seltener Grenzfall in unzulässiger Weise verallgemeinert. In jeder Sprache finden sich tatsächlich einige wenige Begriffswörter, für die wir analytische Definitionen angeben können. Dazu gehören Wörter wie «Junggeselle»; Putnam nennt sie «one-criterion words».[32] (Mit diesen Wörtern lassen sich sogar harmlose analytische Urteile des Zuschnitts «Junggesellen sind unverheiratet» bilden.)

Wohl nicht zuletzt wegen der vorwiegend kritischen Akzente der Lehren Wittgensteins und Quines grundsätzlicher Skrupel gegenüber dem Bedeutungsbegriff wurden die offenen Fragen nach der Bedeutung von Begriffswörtern in der Philosophie eine Zeit lang stark vernachlässigt. Wie so oft in der Philosophie drohte hier wieder einmal das Kind mit dem Bade ausgeschüttet zu werden. Hilary Putnam hat maßgeblich dazu beigetragen, daß sich die Lage dahingehend verändert hat, daß man auch wieder konstruktive Überlegungen zur Bedeutung von Wörtern anstellt. Putnam hat mit überzeugenden Argumenten dargelegt, daß Bedeutungen nicht oder wenigstens nicht vollständig im Kopf sein können. Die eng individuierten Geisteszustände eines Sprechers legen den Bezug der Termini nicht fest. Dieser hängt vielmehr auch von der natürlichen und sozialen Umgebung des Sprechers ab.[33] Gleichwohl spielen Meinungen, insbesondere allgemeine Meinungen, für die Bedeutung von Prädikaten eine Rolle. Dies braucht auch jemand, der die Lektion aus Putnams Gedankenexperimenten gelernt hat, nicht zu bestreiten. Und, wie wir sehen werden, bestreitet es auch Putnam selbst nicht.

Allgemeine Meinungen kommen an mehreren Stellen ins Spiel. Zunächst und vor allem sind die Meinungen zu nennen, welche die mit den jeweiligen Begriffswörtern verknüpften Stereotypen bilden. Wer beispielsweise das Wort «Tiger» gelernt hat und infolgedessen jetzt beherrscht, der hat eine ganze Reihe von Fähigkeiten erworben. Er kann etwa syntaktisch wohlgeformte Sätze bilden, in denen das Wort «Tiger» vorkommt. Er sagt auch nicht, jedenfalls nicht im Ernst,

32 Vgl. H. PUTNAM, *Mind, Language and Reality,* Cambridge 1975 (Philosophical Papers, Bd. 2), Kap. 2 und 8.

33 Vgl. ebd., Kap. 8 und 12.

solche Dinge wie «Tiger sind Primzahlen», und er begeht auch nicht ähnlich gelagerte Kategorienfehler. Darüber hinaus hat er aber eine Reihe von Meinungen über Tiger erworben. Er glaubt etwa, daß Tiger gestreifte Raubkatzen sind, daß ausgewachsene Exemplare deutlich größer und deutlich gefährlicher als Hauskatzen sind und ähnliches mehr. Mit anderen Worten: Der Schüler hat eine minimale Laientheorie über Tiger erworben. Solche Laientheorien nennt Putnam «Stereotypen». Ein Stereotyp bildet nach Putnam eine Komponente der Bedeutung eines generellen Terminus. Zusammen mit syntaktischen und semantischen Markern charakterisiert das Stereotyp die individuelle semantische Kompetenz eines Sprechers. (Als vierte Komponente kommt das externe Element, nämlich die Extension des Begriffs, hinzu. Das Prinzip, das die Intension eines Terminus seine Extension festlegt, ein Prinzip, an dem Putnam festhalten möchte, wird in dieser Konzeption also auf eine besonders handfeste Weise umgesetzt: Die Bedeutung beinhaltet die Extension.)

Wir brauchen an dieser Stelle natürlich nicht alle Meriten und Schwierigkeiten dieser Bedeutungskonzeption zu erörtern; es ist ohnehin nicht nötig, uns alle Einzelheiten dieser Konzeption zu eigen zu machen. Wir können uns vielmehr ganz auf das Stereotyp konzentrieren, da nur dies für unsere Argumentation von Belang ist. Putnam betont zwar zu Recht, daß unsere Stereotypen auch falsche Meinungen enthalten können. So enthält das mit dem Wort «Gold» assoziierte Stereotyp vieler Sprachbenutzer die Meinung, die Farbe von paradigmatischem Gold sei ein metallenes Gelb. Tatsächlich ist reines Gold aber weiß; der Goldton rührt von Kupferanteilen her. Weniger beachtet wurden bedauerlicherweise die für unser Thema relevanten Überlegungen, die darauf hinauslaufen, daß dennoch die meisten unserer Stereotypen und in der Regel auch die meisten der das jeweilige Stereotyp konstituierenden Meinungen korrekt sein müssen, wenn uns die Beherrschung der entsprechenden Begriffe zugeschrieben werden soll und genuine Verständigung über Dinge in der Welt möglich sein soll:

> «But one cannot use the word tiger correctly, save per accidens, without knowing a good deal about tigers, or at least about a certain conception of tigers.»[34]

Wer über Tiger reden will, muß zumindest soviel über Tiger wissen,

34 Ebd., S. 247.

daß wir gute Gründe haben anzunehmen, daß es eben Tiger sind, über die er spricht:

> «Significant communication requires that people know something of what they are talking about. [...] What I contend is that speakers are required to know something about (stereotypical) tigers in order to count as having acquired the word ‹tiger›; something about elm trees (or anyway, about the stereotype thereof) to count as having acquired the word ‹elm›; etc.»[35]

Etwas später betont er nochmals:

> «The fact is that we could hardly communicate successfully if most of our stereotypes weren't pretty accurate as far as they go.»[36]

Nun müssen die Meinungen, welche die Stereotypen von natürlichen Arten, von Stoffen, von physikalischen Größen, von Krankheiten etc. verkörpern, allgemeine Meinungen sein, da sie die Charakteristika von Arten oder von typischen oder idealisierten Mitgliedern von Arten betreffen. Es sind Meinungen wie «Tiger sind gestreifte Großkatzen», «Zitronen sind Früchte mit gelber Schale, die sehr sauer schmecken» und ähnliche. Solche allgemeine Meinungen sind notionale Meinungen; sie werden nicht auf der Grundlage eines beobachteten epistemischen Kontakts mit «allgemeinen Dingen» zugeschrieben. Vielmehr handelt es sich um notionale allgemeine Überzeugungen. Mittelbar kommen im Zuge der sprachlichen Arbeitsteilung zusätzlich Meinungen darüber ins Spiel, welche Experten oder Autoritäten in unklaren oder strittigen Fällen die Extension der Termini bestimmen. Auch solche Meinungen werden in aller Regel allgemeine notionale Meinungen sein. Wenn wir etwa glauben, daß Chemiker, Juweliere etc. Experten in Sachen Gold sind, daß sie dafür zuständig sind, die Extension des Terminus «Gold» zu bestimmen, dann glauben wir dies in der Regel nicht von bestimmten Experten, die wir angeben könnten; vielmehr hegen wir entsprechende notionale Meinungen.[37]

Fassen wir zusammen: Um überhaupt Meinungen über etwas zu haben, müssen wir über einen Hintergrund wahrer Meinungen verfügen, nämlich mindestens (a) über die allgemeinen notionalen Meinungen, welche die mit den Begriffswörtern verknüpften Stereotype verkörpern, und des weiteren (b) über die notionalen Meinungen, die an-

35 Ebd., S. 248.
36 Ebd., S. 251.
37 Vgl. VERMAZEN, «General Beliefs and the Principle of Charity», S. 113 f.

zeigen, welche Gruppe von Sprechern im Rahmen der sprachlichen Arbeitsteilung die Extension des Ausdrucks bestimmt.

Vermazen begnügt sich jedoch nicht mit diesen noch recht abstrakten Betrachtungen. In einem weiteren Gedankengang versucht er sich im einzelnen auszumalen, wie weit man käme, wenn man bei der radikalen Interpretation ausschließlich von relationalen Meinungszuschreibungen Gebrauch machen dürfte. Wir sollen uns also vorstellen, daß wir den Sprechern nur relationale Meinungen zuschreiben dürfen. Nehmen wir nun weiter an, wir beobachteten einen epistemischen Kontakt zwischen dem Sprecher S und einem Objekt O; wir beobachten etwa, daß S den in unserer gemeinsamen Umgebung auffälligen Gegenstand O sieht. In dieser Situation hören wir S zugleich einen Satz seiner Sprache äußern, dem wir die logische Form F(a) zuschreiben, also eine einfache Subjekt-Prädikat-Struktur, wobei «a» ein singulärer Terminus und «F» ein Prädikat ist. Wir vermuten, daß «a» sich auf das Objekt O bezieht. Dazu brauchen wir, wie zugestanden wird, nicht zu untersuchen, ob die Meinungen, die S unter Verwendung von «a» zum Ausdruck bringt, überwiegend wahr sind oder nicht. An diesem Punkt braucht also noch nicht unbedingt Nachsicht ins Spiel zu kommen.

Interessant ist nun, was ein Interpret mit dem Bestandteil «F» anfangen soll. Er kann mit einem gewissen Recht zunächst nur sagen, daß der Sprecher «F» auf O anwendet und daß er den Satz «F(a)» für wahr zu halten scheint. Wie können wir aber den übrigen Gehalt der Meinung ausmachen? Wir werden nach anderen Gelegenheiten Ausschau halten, bei denen «F» von einzelnen Gegenständen prädiziert wird. Auch dabei braucht noch nicht unbedingt nachsichtig vorgegangen zu werden. Wenn wir eine Reihe solcher Fälle gesammelt haben, werden wir uns fragen, was die Gegenstände gemeinsam haben, um so zu einer Vermutung darüber zu gelangen, welche Gemeinsamkeit sie der Ansicht des Sprechers zufolge gemeinsam haben mögen. Bei diesem Erraten der relevanten Gemeinsamkeit können wir dem Sprecher immer noch Irrtümer, also hier: falsche Generalisierungen, zuschreiben.

Im nächsten Schritt, und jetzt kommen wir zu dem entscheidenden Punkt, müssen wir dem Prädikat «F» der fremden Sprache ein Prädikat (nennen wir es «P») unserer eigenen Sprache zuordnen, mit dem wir die Eigenschaft zu bezeichnen versuchen, von der wir annehmen, daß sie von dem Sprecher für die relevante Gemeinsamkeit gehalten wird. Orientieren wir uns zunächst an der von Davidson und McGinn

geteilten Auffassung vom Zusammenhang zwischen der Bedeutung von Prädikaten und den Meinungssystemen:

> «But if we take the view shared by Davidson and McGinn, that a predicate gets its meaning by the place in a network of predications corresponding to the user's network of beliefs, a new problem arises. My predicate ‹P› has a place in a network. Matching ‹P› to ‹F› is ipso facto assigning to ‹F› ‹P›'s place in the network.»[38]

Gemäß Putnams Auffassung von Begriffswörtern gälte etwas Schwächeres, aber hinreichend Ähnliches: Der Übersetzer oder Interpret müßte versuchen, die mit den Begriffswörtern seiner Sprache verbundenen Stereotypen auf die mit den Begriffswörtern der fremden Sprecher verknüpften Stereotypen abzubilden. Auch diese Operation führt dazu, daß ich dem fremden Prädikat «F» den meinem eigenen Prädikat «P» entsprechenden Platz in meinem Meinungsnetz zuweise. Die Zuordnung von Stereotypen mag gewisse Spielräume lassen, aber es muß beträchtliche Überschneidungen zwischen den stereotyp-bildenden Überzeugungen des fremden Sprechers und denen des Interpreten geben, damit von einer Abbildung der Stereotypen die Rede sein kann.

Vermazen faßt den entscheidenden Punkt folgendermaßen zusammen:

> «Every match of general terms results in assigning the alien general term a place in a domestic set of beliefs; and unless we could enumerate all the individuals and equate each property with its extension (so that relational belief-attributions would be in principle possible in every case), there must be matching of general terms if there is to be interpretation or translation.»[39]

Der springende Punkt ist, daß wir den Prädikaten der fremden Sprache Prädikate unserer eigenen Sprache zuordnen müssen, Prädikate, die wir verstehen. Mit jedem solchen Prädikat ist ein Muster von Meinungen verknüpft, so etwas wie eine kleine Theorie über die Dinge, auf die das Prädikat angewendet werden soll. Dieses Muster ist wiederum in das gesamte Netz der Meinungen einer Person eingebettet. Die Notwendigkeit eines beträchtlichen Maßes an Nachsicht zeigt sich demnach, wie wir jetzt zusammenfassen können, vor allem bei der Zuschreibung allgemeiner notionaler Meinungen und, damit zusammenhängend, bei der Übersetzung bzw. Interpretation von generellen Termini.

38 Ebd., S. 114.
39 Ebd., S. 115.

Bedauerlicherweise hat sich Davidson, so weit ich sehe, an keiner Stelle direkt und ausdrücklich zu den Einwänden McGinns und zu der Erwiderung Vermazens geäußert. Einige Betrachtungen in neueren Arbeiten können jedoch als implizite Antwort auf die Bedenken gelesen werden.[40] In dem Aufsatz «Rational Animals» geht es um die Frage, ob Tiere propositionale Einstellungen haben. Von besonderem Interesse für unseren Zusammenhang ist das folgende Beispiel und seine Kommentierung:

> «For example, can the dog believe of an object that it is a tree? This would seem impossible unless we suppose the dog has many *general* beliefs about trees».[41]

Ebenso wie Vermazen mißt Davidson also den allgemeinen Überzeugungen eine Schlüsselrolle bei der Festlegung des Inhalts zu.

Noch einschlägiger sind die Ausführungen in der Studie «Epistemology Externalized». Dieser Aufsatz gehört zu einer Reihe von neueren Arbeiten, in denen Davidson seine Form von Externalismus entwickelt und gegen andere Spielarten, insbesondere die von Hilary Putnam und Tyler Burge, abgegrenzt hat. Zunächst setzt er sich jedoch mit dem Skeptizismus auseinander. Zahlreiche Philosophen begingen den Fehler, von der richtigen Feststellung, daß jede unserer Meinungen – einzeln genommen – über die Welt falsch sein könnte, darauf zu schließen, daß alle unserer Meinungen falsch sein könnten. Um plausibel zu machen, daß diese skeptizistische Argumentation fehlerhaft und ihre Konklusion falsch ist, betrachtet Davidson ein Beispiel, das für unsere Überlegungen aufschlußreich ist. Nehmen wir an, jemand glaubt, er sehe eine Maus hinter einem Stuhl verschwinden. Natürlich ist es leicht möglich, daß die Person sich dabei irrt; die Meinung kann falsch sein. Aber dafür, daß es just diese Meinung ist, die falsch ist, muß bereits mancherlei vorausgesetzt sein:

> «There may be no saying exactly what other true beliefs I must have in order to have a particular false belief. But it seems clear that a belief of any kind, true or false, relies, for its identification, on a background of true beliefs; for a concept, like that of a mouse or chair, cannot remain the same concept no matter what beliefs it features in.»[42]

40 Vgl. DAVIDSON, «Rational Animals», in: *Dialectica* 36 (1982), S. 320 f. und ders., «Epistemology Externalized», in: *Dialectica* 45 (1991), S. 191–202.
41 DAVIDSON, «Rational Animals», S. 320. Die Hervorhebung stammt von mir.
42 DAVIDSON, «Epistemology Externalized», S. 193.

Darauf könnte ein Skeptiker erwidern, Meinungen wie die, daß Mäuse kleine vierfüßige Tiere sind, seien analytisch wahr und handelten insofern gar nicht von der Welt; somit könnten immer noch alle Meinungen über die Welt falsch sein. Diese Erwiderung scheitert an der falschen Annahme, es gebe eine klare Abgrenzung analytischer von synthetischen Wahrheiten. Man braucht dabei nicht zu leugnen, daß es harmlose und triviale Fälle von analytischen Wahrheiten geben mag. Wie bereits erwähnt, hat Putnam auf die «one-criterion words» hingewiesen, für die man analytische Definitionen angeben kann. Daraus lassen sich harmlose analytische Urteile des Typs «Tanten sind weiblich»; «Junggesellen sind unverheiratet» etc. gewinnen. Nach Putnams Schätzungen enthält eine Sprache wie das Englische oder das Deutsche nur circa dreihundert solcher Ein-Kriterium-Wörter. In den allermeisten Fällen werden Begriffe dagegen durch Familien von empirischen Kriterien individuiert. Auch Davidson hat die traditionelle Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Urteilen mit Quine und Putnam aufgegeben, wie er bei dieser Gelegenheit noch einmal bekräftigt:

> «This line is not available to someone who, like me, does not think a clear line between analytic and synthetic truths is there to be drawn. But even if there are indubitably analytic truths, it is not plausible that these serve to eliminate the host of cases in which concepts are individuated by multiple empirical criteria. Because of the holistic character of empirical belief, then, it is impossible that all our beliefs about the world are false.»[43]

Diese Argumentation führt zwar bereits zu einem bedeutenden Resultat. Wie Davidson bemerkt, haben das Raisonnement und sein Ergebnis aber immer noch irritierende Grenzen. Die Überlegungen zeigten,

> «that we cannot harbor particular false (or true) beliefs about individual objects unless we have many true beliefs about the nature of such objects».[44]

Unter Heranziehung von Einsichten Bruce Vermazens und Hilary Putnams haben wir diese These oben ausführlicher und artikulierter begründet. Man kann aber noch einen Schritt weiter gehen. Und wenn man den Skeptiker in seine Schranken weisen will, muß man dies auch; denn, wie Davidson mit Recht betont:

43 Ebd., S. 194.
44 Ebd.

> «This leaves open the possibility that we may be wrong in all our particular beliefs about what exists in the world, and this would be a pretty extreme skepticism, though not quite total.»[45]

Wir müssen uns fragen, ob es wirklich eine kohärent zu beschreibende mögliche Situation gibt, in der alle oder zumindest die meisten unserer singulären Meinungen falsch wären. Betrachten wir dazu nochmals das falsche Wahrnehmungsurteil, daß eine Maus hinter dem Sessel verschwunden ist. Wie bin ich zu dieser falschen Meinung gelangt? Nun, ich habe meinen visuellen Eindruck so verstanden, wie ich ihn verstanden habe, nämlich als das Verschwinden einer Maus hinter einem Sessel, weil er meine Kriterien für das Vorliegen einer Maus, eines Sessels und des Ereignisses eines Verschwindens im großen und ganzen erfüllte. Diese Kriterien – oder, wie man vor dem Hintergrund unserer Klärungen nun besser sagen sollte, diese Stereotypen – bestehen aus allgemeinen Meinungen, die im großen und ganzen wahr sind. Dies zu bestreiten, hieße für den vorliegenden Fall, zu bestreiten, daß ich wüßte, was Mäuse, Sessel und Ereignisse des Verschwindens sind. Dann würde aber auch jede Grundlage dafür fehlen, mir einen Irrtum des spezifischen Inhalts zuzuschreiben, daß eine Maus hinter einem Sessel verschwunden ist. Wenn ich wirklich diesen Irrtum begangen habe, dann konnte er nur so zustande kommen: Was sich mir in meiner Wahrnehmung darbot, war durchaus von der Art, daß es meine Meinung in gewissem Umfange rechtfertigte; gleichwohl war die Meinung unrichtig. So etwas kann geschehen und geschieht auch häufig. Aber man sollte sich davor hüten, daraus zu extrapolieren, es könnte immer oder zumindest in aller Regel so sein.

Das wird besonders deutlich, wenn man sich die Lage eines Erstinterpreten vergegenwärtigt und dabei an die einfachsten und grundlegendsten Fälle denkt. Denn in diesem Bereich ist die Verknüpfung von Wörtern und Gedanken mit der Welt greifbar:

> «as long as we adhere to the basic intuition that in the simplest cases words and thoughts refer to what causes them, it is clear that it cannot happen that most of our plainest beliefs about what exists in the world are false. The reason is that we do not first form concepts and then discover what they apply to; rather, in the basic cases the application determines the content of the concept.»[46]

45 Ebd.
46 Ebd., S. 195.

In Daniel Dennetts Theorie der intentionalen Systeme finden sich parallele Überlegungen, welche die bisher erreichten Ergebnisse ergänzen und weiter beleuchten können. Eine grundlegende Regel für die Zuschreibung von Meinungen im Rahmen der intentionalen Strategie besagt, man solle dem System (vorläufig!) alle Wahrheiten als Meinungen zuschreiben, die für die Interessen oder Wünsche des Systems von Belang sind, natürlich nur soweit plausibel ist, daß die Erfahrung diese Wahrheiten verfügbar gemacht hat. Dennett beeilt sich hinzuzufügen, daß durch die Befolgung dieser Regel zuviel attribuiert wird. Denn beispielsweise vergessen wir manches, gelegentlich sogar Dinge, die für uns durchaus von vitalem Interesse sind. Die Regel erfaßt darüber hinaus auch nicht die falschen Meinungen, von denen sich keiner von uns freisprechen kann. Aber, und damit sind wir wieder beim Thema, mit der Zuschreibung von falschen Meinungen hat es eben auch seine besondere Bewandtnis. Wer jemandem eine falsche Überzeugung zuschreibt, muß dazu eine besondere Geschichte erzählen können; er trägt eine spezifische Beweislast. Er sollte erklären können, wie der Irrtum zustande kam:

> «the attribution of false belief, any false belief, requires a special genealogy, which will be seen to consist in the main in true beliefs.»[47]

Man kann sich dies an paradigmatischen Fällen von falschen Meinungen verdeutlichen. Sehr häufig entstehen falsche Meinungen durch Fehlwahrnehmungen. Davidsons Beispiel von der Maus war von dieser Art; und es kann zweifellos stellvertretend für viele weitere Fälle stehen, die sich Tag für Tag zutragen. Dennett entwickelt ein eigenes Beispiel:

> «S believes (falsely) that there is a snake on the barstool, because S believes (truly) that he seems to see a snake on the barstool, is himself sitting in a bar not a yard from the barstool he sees, and so forth.»[48]

Die irrtümliche Meinung läßt sich nur aufgrund eines Umfeldes wahrer Meinungen identifizieren und genealogisch erklären.

Eine andere große Gruppe falscher Überzeugungen beruht darauf, daß wir uns auf das Zeugnis anderer Leute verlassen. Dieses Verhalten ist auch nicht per se irrational; wie man sich leicht klarmachen kann, sind wir alle in beträchtlichem Umfang darauf angewiesen. Man denke

47 D. C. DENNETT, *Intentional Stance,* Cambridge (Mass.) 1987, S. 18.
48 Ebd.

allein an die vielfältigen Nachrichten, die wir täglich der Zeitung, dem Radio, dem Fernsehen, dem Hörensagen entnehmen müssen. Nehmen wir nun an, wir haben irgendwo gehört oder gelesen, daß p, und haben der Quelle geglaubt, uns also die Meinung, daß p, zu eigen gemacht; nur verhält es sich bedauerlicherweise anders. Dennett kommentiert einen solchen Fall wie folgt:

> «S believes (falsely), that p, because S believes (truly) that Jones told him that p, that Jones is pretty clever, that Jones did not intend to deceive them, ... etc.»[49]

Obgleich also die im Brennpunkt der Aufmerksamkeit stehende Meinung klarerweise falsch ist, setzt sie eine lange Reihe wahrer Meinungen voraus. Sie konnte gleichsam nur auf einem Nährboden von wahren Meinungen gedeihen. Entsprechendes ließe sich für andere Arten irrtümlicher Meinungen plausibel machen. Aufgrund dieser Betrachtungen können wir Dennetts wohlgesetzter Konklusion uneingeschränkt zustimmen:

> «The falsehood has to start somewhere; the seed may be sown in hallucination, illusion, a normal variety of simple misperception, memory deterioration, or deliberate fraud, for instance, but the false beliefs that are reaped grow in a culture medium of true beliefs.»[50]

7. Zusammenfassung

Allgemeine Interpretationsprinzipien sind Präsumtionsregeln mit widerleglichen Präsumtionen. Die Befolgung solcher Präsumtionsregeln ist in einem starken Sinne konstitutiv für das Verstehen. Sie sind nicht nur probate Mittel, sondern konstitutive Bedingungen für die Praxis der Verständigung mit Zeichen, für die Praxis der alltagspsychologischen Interpretation von Handlungen und für die Anwendbarkeit der für diese Praxen zentralen Begriffe. Zu diesen verstehenskonstitutiven Präsumtionsregeln gehören nicht nur vorläufige Unterstellungen von Konsistenz, Kohärenz und Rationalität, sondern auch globale Wahrheitspräsumtionen. Damit haben wir einen grundlegenden Zusammenhang von Wahrheit, Interpretation und Verstehen freigelegt.

49 Ebd.
50 Ebd.